

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Frau Emma Hellenstainer und ihre Zeit

Hellenstainer, Josefine

Merano, 1925

Ein anderes Bild

Ein anderes Bild.

Die Schwarzwälderuhr in der Gaststube holte aus zum Stundenschlag, es war sechs Uhr morgens. In der Ecke spinnen zwei Mägde seit vier Uhr früh. Das Plaudern ist verstummt. Frau Emma an ihrem Schreibtisch, der das Bureau darstellt, spricht halblaut zu sich selbst. Es geht immer noch recht gut mit der Stellwagenfahrt; auch heute wieder alle Plätze, bis auf zwei, vorgemerkt. Nun hört man die Haustüre öffnen und in der „Lade“ beginnt ein Trampeln, Scharren und Schneeabschütteln! Herein kommt der Hanslerbauer von Brags mit seinem Weibele. „Grüß Gott, Hansler, grüß Gott, Frau Mutter; bekommen wir noch Platz im Stellwagen?“ „Ja freilich, gerade zwei Plätze sind noch frei.“ Sie setzen sich an den Dfentisch und bald wird ihnen die bestellte halbe Maß Glühwein serviert. Frau Emma schreibt die Vormerkscheine und dann beginnt ein gemütliches Diskurieren, zur Abfahrt ist's noch lange hin. „Ich muß mit der Nanni nach Innsbruck zu einem Augendoktor; heute bis Brigen, wir bleiben beim „Elefanten“, da wird Herr und Bauer gut gehalten, morgen geht's über den Brenner. In Innsbruck kenne ich mich ganz gut aus, war ja auch vorferten (vor zwei Jahren) dort beim großen Feste zur fünfhundertjährigen Vereinigung unseres Heimatlandes mit dem angestammten Herrscherhause, war auch dabei, als man dem Kaiser bei der Fahrt nach der Hofburg die Pferde ausspannte und stellte mich an die Deichsel. „Nur kein Unglück, meine Herren“, warnte der Monarch.

Die Frau Emma mußte schon auch davon zu erzählen, war damals in Innsbruck mit ihrem Neffen, dem jungen Bärenwirt von St. Johann. Am besten hatte ihr da gefallen, wie die Brigentaler Schützen daherzogen, die schöne Friedrich Zenzi als Marketenderin zwischen ihren beiden Brüdern marschierend, hatte an einem über die Schulter geschlungenen Lederriemen das Weinsäßchen hängen, daraus sie dem Kaiser beim Vorüberziehen in kunstvollem Pokale feurigen Etzländer kredenzte. Der Trunk wurde huldvoll angenommen, aber, o Mißgeschick! Als sie nach dem Trunkte die Hand ausstreckte, um den Becher zurückzunehmen, stach sie eine Wespe, und das durch die Lippen des teuern Landesvaters zur kostbaren Reliquie geweihte Glas lag in tausend Scherben am Boden.

Die Ober- und Unterschützenmeister, die ja vollzählig zum Feste erschienen waren, zog man in der Hofburg zur Tafel. Ob sie sich daran gütlich taten? Besonders am Champagner, bis der Diensthabende erklärte: „Leider, meine Herren, er ist ausgetrunken, es ist keiner mehr im Keller.“ Gewaltig ging's zu am Hauptschießstande, es war ein Eifer, ein Drängen, damit alle darankamen. Ein blutjunger Unterinntaler, fast noch ein Knabe, schießt an der Hauptscheibe. Lange hat er gezielt und gemessen und nun faßt das Blei hinaus. Ja, was ist denn das? Der Zieler macht einen Wurzelbaum und schwingt dreimal sein gelbes Hütl, dröhnend geht ein Pöller nach dem andern los! . . . Zentrum, Zentrum, geht's von Mund zu Mund; — aber der Meisterschütze erbleicht, es wird ihm übel und läßt sich auf die Bank fallen. So was tut der freudige Schreck! — So wird gegenseitig erzählt. Nun sagt Frau Emma:

„Aber so blank kann die Bäuerin jetzt im Winter nicht über den Brenner fahren, ich leih' ihr einen warmen Schal.“ Jedoch der Bauer will von solch „hearischem“ Zeug nichts wissen. Ohne auf ihn zu achten, hüllt man seine Frau in ein warmes Tuch. Wird es der Frau Emma nicht sehr abgehen. Nein, sie hat noch eine Menge Tücher. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Hülle der Frauen stets der Schal. Da gab es alle Sorten davon, aus Wolle und Seide, Spitzen und Chenille; den für die Werktage, jenen für festliche Gelegenheiten. Jacken gab es nicht, aber Mantillen und „Wickler“. Später kamen Paletots und Jackette in Mode, der Schal wurde verpönt und es bemächtigte sich desselben die bäuerische Bevölkerung. Jetzt sieht man im Winter in der Kirche kaum eine, die nicht ihren Schal um hat; höchstens die Braut verschmäh't es, bei ihrem dritten Aufgebot die Festtracht unter einem Tuch zu verstecken.

Nun wird angespannt, die Fahrgäste nehmen ihre Plätze ein, der Kutscher klettert auf den Bock und der durch „Kufen“ in einen Schlitten verwandelte Stellwagen fährt unter lustigem Schellengeklänge ab. Jetzt wollen wir das weitere Schicksal dieses Bauernpaares erzählen. In der Augenklinik in Innsbruck versprach man das Menschenmöglichste zu tun, jedoch weder Heilung noch Besserung trat ein und dazu quälte sie schmerzliches Heimweh! Sie wurde wieder nach Hause gebracht. Nicht lange darauf rief sie jener in die himmlische Heimat, der am besten weiß, was uns frommt. Wie sehr war die Bergheimat öde geworden — es fehlte die treue Mutter. Und der Bauer, ehemals der Fröhlichste und Gesprächigste unter seinen Nachbarn, schlich

nun kleinmütig und einsilbig umher. Sein Ältester, dessen Herz vor Mitleid schmolz, sagte zu ihm: „Ihr müßt nur wieder heiraten, die Mädchen sind ja noch so klein, es geht nicht ohne Hausfrau.“ Als die Erde sich zum zweiten Male mit neuem Grün schmückte und im Dickicht der Ruckuck rief, begann der Bauer den Rat seines Steff in Erwägung zu ziehen. Er wußte schon eine, die ihm gepaßt und gefallen hatte, aber „ob sie mich mag“. — Es wurde ihm Antwort, noch ehe er sie gefragt hatte. Nächsten Sonntag, auf dem Weg zur Kirche, begegnet er gerade diesem Moidele; nun hatte sich diese am harten Brot einen Vorderzahn ausgebissen und sie weiß es von ihrem kleinen Spiegel, wie sehr sie das verunziert. Als sie den Witwer nahen sieht, und zu grüßen hat, preßt sie wie ungefähr ihr geblumtes Schneuztüchl vor die entstellende Zahnlücke. Aber der Bauer hatte das kleine Manöver schon bemerkt und richtig eingeschätzt. Es folgt eine Unterredung mit seinem Ältesten. Folgende Nacht streben zwei Gestalten dem Hause zu, wo die Holde wohnt; der Jüngere trägt eine Leiter, selbe wird ans Kammerfenster gelehnt, der Werber steigt hinauf, der treue Steff hält die Leiter und die Wacht, es wird ans Fenster geklopft und . . . wie geht das Lied:

Schlan's Diandl, geh, steh auf, tu mi einlass'n,
 Nach' mi nôt a so lang wart'n, auf der freien Straß'n.
 W'rum nôt gar? hat sie g'sagt, bei dem Türkl da bleibst stehn,
 Ästen wear ich schon zum Bracht'n (Erzählen) außgiat'n.

Und wie ich a so wart' da bei der Diabst'n ihrer Tür,
 Ästen hör' ich sie was red'n und mir kimmt es g'spassig für,
 Denn, a Wörtl hör' i's sag'n, wos mi alleweiln grabt,
 Scheint mir völlig, daß an andern Liaba hat.

So, liab's Diandl, sigst, dein Lun ist mir lang schon bekannt,
 Der Kampl auf'm Kopf und das Ringl an der Hond?
 Wer hat dir's denn göb'n und von wem host es her?
 Woast, zu dir da kimm i sicher nimmamehr!

(Truchliabl aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.)

Nein, so hat er nicht gesungen, hat überhaupt weder gesungen noch gepfiffen, sondern nur in der schlichsten Form ihr seine Hand angetragen und sie gebeten, seinen Kindern eine gute Mutter zu werden. Er stieg von der Leiter herunter als angenommener Freier. Man zögerte nicht lange mit der Hochzeit. Der Bund war ein glücklicher, die hochehrenwerte, christliche, wohlthätige Familie hatte die richtige Hausfrau bekommen. Dieses hier beschriebene, ganz eigenartige „Fensterln“, wo der Sohn dem Vater die Leiter hielt, verdiente ja aufgezeichnet zu werden.

In der Küche.

Frau Emma hatte stets verlässliche, treue Dienstboten. Vor allem eine brave Köchin, die blonde Anna von Frenes aus Riens bei Ehrenburg. Im Gegensatz zu vielen ihrer Kolleginnen von ruhiger, sanfter Gemütsart, im Kochen eine Künstlerin. War nichts beim Herde zu tun, so setzte sie sich an ihr Spinnrad und hatte als Bevorzugte auf ihrem Rocken nicht Flachs sondern Seide, wie die Frau selber. Wenn der „Weinherr“, Baron Salvadori aus Margreid im Juli kam, für die abgeholten Fuhren Wein zum „Jakobipreis“ abzurechnen und das Geld einzukassieren, so brachte er der Frau Emma wohl ein